

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: [21]

Artikel: Wenn's lenzt [Schluss]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575263>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

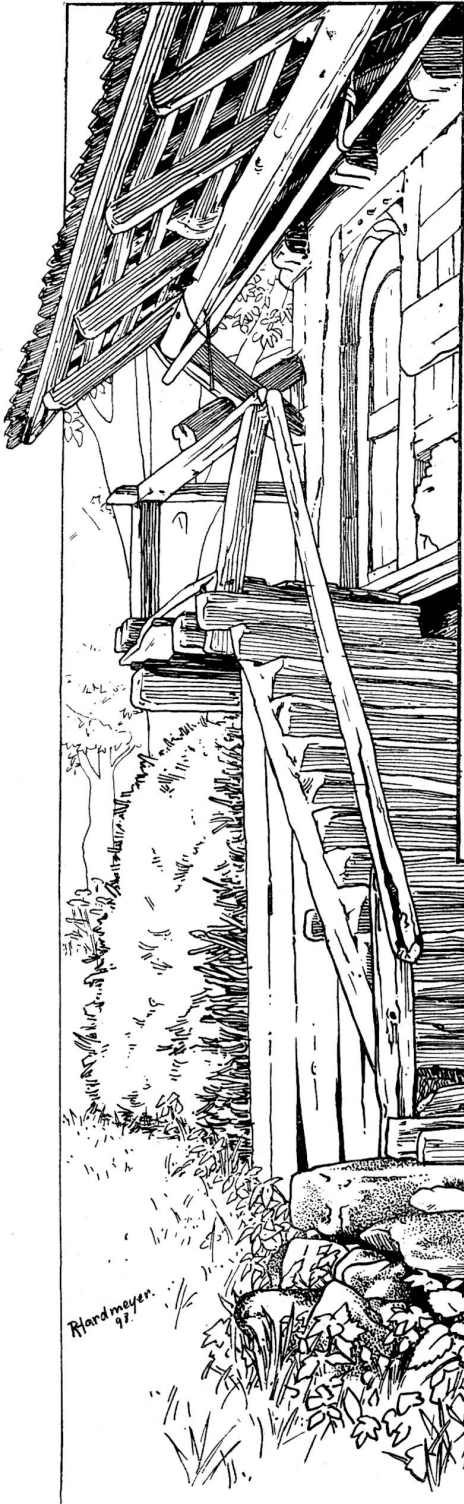
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wenn's lenzt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von **Jakob Böhmer**, Stüsnacht.

(Schluß).



Draußen vor der Treppe gab man sich die Hände, sich einen guten Tag wünschend und dann ging man auseinander nach allen Winden, und spütete sich, um vor dem allgemeinen Erwachen die verschiedenen Höfe zu erreichen. Jeder Burfche begleitete seine bevorzugte Tänzerin, wie dies Brauch ist; Konrad schritt mit Rosine dem Eichhofe zu. Das Mädchen plauderte munter, wie ein gesprächiges Wieserbächlein, und er mit dem etwas nebligen Kopf hatte sein Wohlgefallen an dem lustigen Klingen und Singen, das ihm zur Seite schritt.

Sie traten in den dunkeln Buchenwald mit dem feuchten Lehmboden, der den Klang ihrer Schritte erstickte. Sie hörten auf zu reden und merkten es nicht: war es, weil sie den Weg im Dunkeln suchten und ihre Sinne beisammen halten mußten? War es des Waldes Feierlichkeit, die ihnen den Mund schloß?

Da glitt der Morgenwind durch das bewegliche Laub und weckte die Baumkronen und sie flüsteren einander ihre Heimlichkeiten zu: leis, süß, geisterhaft. Was hatten sie zu plauschen und zu lauschen? Was hatten sie sich flüsternd zu sagen, was hatten sie sich hauchend zu klagen? War's Lenzeslust, was sich so geheimnisvoll von dem frischen Laub ablöste und die laue Maienluft durchtränkte? War's Lenzeschmerz, was von der Erde kühl nach den Gipfeln strebte?

Waren Liebende in den Kronen versteckt? oder war es der Wipfel eigenes Liebeslied, was kaum vernehmlich, aber so sehnsüchtig und weich hinunter zu der sprossenden, keimenden Erde zitterte? Und was meinten die Büsche am Wege, wenn sie die Kleider der Heimkehrenden sanft streiften, oder ihnen mit den zarten, seidnen Blättern um Wangen und Nacken strichen? Waren es wirklich Zweige mit laubigen Fittigen, oder waren es sanfte Feenhände, die so gut zu lieblosen verstanden und die Leutchen hineinlocken wollten in das lenzige Leben und Lieben der Büsche? . . .

Und was hinterdrein kam und ins Haar fuhr, schüchtern und schonend, und sich leicht an den Locken festhielt und neckisch, kaum merkbar daran

zupfte,
waren es
Finger,
zart und
weich wie
die Luft,
und ge-
hörten sie
einem,
zart und
weich wie
die Luft,
der nur
wartet,
bis du dich
wendest,
um dir
auf die
Lippen zu
brennen,
wild und
glühend
wie
Feuer?

.

Da Klang's von einem Aste herab: „Zip! zip! zip!“

Das Mädchen unten stand still, wie auf ein Zeichen, und lauschte. Wieder erklang das „Zip! zip! zip!“ und auf der anderen Seite des Weges antwortete es, etwas schläfrig noch und zögernd: „Zip! zip!“ „Das sind Buchfinken,“ flüsterte Konrad seiner Begleiterin ins Ohr. Sie gab keine Antwort, sondern lauschte dem Erwachen des Waldes: nach und nach stießen die Wipfel oben und die Büsche unten kurz abgebrochene Töne aus, wie erwachende Kinder: erst mit noch schlaftrunkener Kehle, dann immer munterer, die einen lustig und frisch, die anderen klagend und sehnsüchtig, manche schüchtern und leis, die meisten kräftig und ohne Scheu. Rechts und links vom Wege, ganz nah, hörte man Federn, die sich auseinanderschoben; nach den Kehlen waren auch die munteren Flügelchen erwacht und rauschten nun ein wenig in die Luft, um sich zu überzeugen, daß es noch gehe.

Es wurde den beiden Lauschern so weich, so süß zu Mute bei diesem erwachenden Stammeln und Flügel-schlagen des Waldes und sie horchten schweigend. Konrad merkte, wie sich das Mädchen fester an ihn schmiegte und er hörte, daß ihr Atem rascher und lauter ging. Ein warmer Hauch flog an seinem Gesichte hinauf und er schloß daraus, daß sie zu ihm empor, oder hinauf zu den Baumwipfeln schaute, denn in dem Waldesdunkel vermochte er ihre Züge nicht zu sehen.

„Was ist dir, Rosine?“ fragte er flüsternd.

„Ich fürchte mich halb da in dem Wald drin,“ erwiderte der warme Hauch, der zu ihm aufstieg.

„Sei nicht närrisch! Wenn ich bei dir bin!“

„Ach, es ist mir, ich . . .“

„Was ist dir?“

„Es dünkt mich, ich fürchte mich grad vor — dir, Konrad,“ sagte sie zögernd und schloß sich fester an ihn an in einem unbewußten Widerspruch der Liebe, und ihr Atem flog noch rascher und der Bursche glaubte zu hören, daß ihr das Herz im Busen zitterte, wie das eines Meischens in der Hand des Vogelstellers.

„Aber wie kannst du mich fürchten und kennst mich von Jugend auf!“

„Ich fürchte dich nicht und fürchte dich doch und wollte, ich wäre zu Haus; komm', laß' uns gehen.“

Sie wollte gehen und ihr Arm zog an dem seinigen, er aber wurde eigensinnig und hielt stand:

„Was bist du ein dummes Kind, so Angst zu haben! Bin ich nicht zahm wie ein Schaf?“

„So komm', mein Schaf, und laß' uns heimkehren!“

Das Wort „Schaf“ hatte in ihrem Munde die Bedeutung gewechselt. Es klang ihm wie Hohn in den Ohren und wirkte wie eine Zauberformel: „Ja, sie hat recht, du bist ein Schaf!“ Sein Blut fing an zu kochen, auf einen Schlag war aus dem Schafe ein Wolf geworden; durch seine Sinne, die wie im Nebel schwannten und durch seine erhitzte Brust zuckte es wie ein unsäglicher Schmerz, den man loswerden, den man abwerfen möchte.

In diesem Augenblick brach der Fink auf der Buche, unter der sie standen, mit Macht los: „Zip! zip! zip! bin ich, bin ich froh! es lenzt ja!“

Ja, es lenzte in der Erde und über der Erde, in den Büschen und in den Baumkronen, in den kleinen,

heißen Herzen der Vögel und in der Brust des Menschenpärchens, das mitten drin in dieser Werdensfreudigkeit stand.

Aus Konrads Kehle brach's hervor, ungefühl, wild verlangend: „Rosine, Mädchen!“ und sie merkte, wie sich seine Arme um sie schlingen wollten. Der seltsame Klang von Konrads Stimme brachte sie völlig zur Besinnung und sie rief, und ihr Ruf klang wie der Schrei einer Amsel, die man zum Tod erschreckt hat: „Laß' mich, Bursche!“ Damit wischte sie ihm mit einem kräftigen Ruck aus den Armen und rampte auf dem weichen Wege davon, mit vorgestreckten Armen, um nicht an die Bäume zu stoßen.

„Rosine, Mädchen!“ klang es noch in ihren Ohren, leuchend, halb unterdrückt, und dieser Klang beflügelte ihre Füße: sie fürchtete den wirklich, den sie liebte und es überfam sie eine Reue über ihr unkluges Gebaren.

Konrad stand einen Augenblick da, verblüfft, und rief ihr nach: „Rosine, Rosine!“ Sie aber huschte davon wie ein flüchtiges Reh und der Waldboden verschlang den Klang ihrer Füße. An ihrer Statt gaben Antwort die Vögel im Geäst: Konrads Ruf mußte sie vollends geweckt haben und nun schmetterten und zwitscherten und schlugen und kreischten und tiriliierten sie, was aus den Kehlen herausmochte und mehr, als der Wald fassen konnte, und es war Konrad, als spotteten sie seiner, der Grünspecht mit seinem auflachenden Gemwieher und der Häher mit seinem schnarrenden rrrr!

Aus all dem Wettgeschrei der Amseln, Drosseln, Meisen und Kotkehlchen heraus vernahm aber Konrad besonders den Zuruf des Finkleins auf der Buche:

„Hi! hi! hi! Fang' sie doch ein! es lenzt ja!“

„Hi! hi! hi! sei nicht so blöd, es lenzt ja!“

„Eins, zwei, drei! läufte die Füß', es lenzt ja!“

Und er fing an zu laufen, Rosine nach, und die Buchen über ihm und hinter ihm kicherten, wie er so sprang:

„Hi! hi! hi! Alles ist närr'sch, es lenzt ja!“

„Hi! hi! hi! Liebet, o liebt! es lenzt ja!“

Als Konrad aus dem Wald herausbrach, flog ihm das graue Morgenlicht entgegen und fünfzig Schritte vor sich sah er Rosine durch das Halbdunkel jagen. Er rief ihr wieder, sie kehrte sich nicht daran und fing noch schneller an zu laufen auf dem schmalen Weg, mitten durch die Roggenäcker hindurch, die im Frühwind zitterten. Der Bursche wurde immer eifriger in seiner Jagd, er mußte sie einfangen! Schon näherten sich sich dem Eichhose; da, unter Jörllis mächtigem Nußbaume erlangte er sie: seine Arme schlangen sich um sie: „Hab' ich dich, du Teufelchen!“ Sie aber gebärdete sich wie eine Wildklage, die man in einen Sack stecken möchte und eine Angst, die Angst des unentweihten Mädchens schrie ihn an aus der leuchtenden Brust: „Was willst du?“

Er wußte nichts zu sagen als: „Rosine, Rosine!“ und schloß seine starken Arme fester zusammen. Dabei suchten seine Lippen ein passendes Plätzchen an ihrem Köpfcchen, um sich festzuklammern; sie aber zitterte und wand sich und der Zorn lohete aus ihrer Frage: „Was willst du von mir?“ Er war nicht in der Laune nach einer Antwort zu suchen, er mochte meinen, seine Arme verstanden jetzt ihr Geschäft besser als seine Zunge und wirklich, sie machten so treffliche Arbeit, daß Rosine bald

ohnmächtig war wie ein Eisenstück in einem Schraubstock, und schon fühlte sie des Burschen heiße Lippen auf ihrem Nacken brennen. Da machte sie noch eine letzte Anstrengung und schrie ihn an: „Ein schlechter Kerl, der sich so benimmt! Hör' auf oder ich schreie, daß der ganze Hof erwacht!“

„Was will ich denn Schlechtes?“ keuchte er in seiner Leidenschaft.

„Was ein rechter Bursche ist, küßt nur seine Braut!“

„Und so auch küßt' ich dich!“ rief er ohne Ueberlegung und setzte wieder seine Lippen auf den unwilligen Nacken.

Da drehte ihm das Mädchen das Gesicht zu: „Ist das dein Scherz oder ist's dein Ernst?“ und sie zeigte ihm das Weiße der dunkeln Augen.

„Mein Ernst!“ rief Konrad, dem das Buchenlaub die Befinnung abgewischt hatte.

„Schwörst du's bei deiner Ehre?“

„Bei jedem heiligen Namen!“

Da mehrte sie sich nicht mehr: „O, Konrad!“

Und nun fiel es über beide wie ein Rausch, ein dämmernder Taumel, nichts als Gefühl, Herz ohne Kopf. Ihre Lippen fanden sich und fügten sich fest zusammen, und aus ihren Kehlen klang ein verhaltenes Murren: es war das Glück, das sich in ihre Brust genistet hatte, das nun einen Ausweg suchte, um in die Welt hinauszuschreien: „Glück! Glück!“ dem aber die Schranken der Lippen den Ausweg versperrten und es in die Brust hinabbannten, aus der es aufs neue loszubrechen suchte. Und die Brust, voll der eingesperrten, unbändigen Lust, voll des mächtig geflügelten, aber gefesselten Jubels, wogte wie die See im Sturm und wollte zerpringen.

Wie lange standen sie da, Brust an Brust, Lippe an Lippe, Atem in Atem? War's ein Augenblick? War's eine Stunde? war's eine Ewigkeit? Sie hätten's nicht zu sagen vermocht.

Plötzlich fuhr es durch Konrad wie ein lähmender Schlag, und ein Schmerz durchfuhr ihn, als hätte er flüssiges Erz getrunken. Er hätte aufschreien mögen. Paulinens Bild hatte wie ein Blitz in seine Seele gezündet und nun war er nüchtern auf einen Schlag: nüchtern vom Wein, nüchtern von der Liebe. Fort war der Taumel, und die Lust fort! Die eben noch so volle Brust war leer wie ein ausgebranntes Haus.

Wie er Rosine verließ, er wußte es nicht; er eilte quersfeldein, seinem Hofe zu, über die Matten hin und durch die Kornfelder und achtete des kalten Tauens nicht, in dem er sich bis an die Knie badete. „Oh, ich Glender! oh, ich Glender!“ stöhnte er. „Noch ist sie nicht unter dem Boden und ich habe ihr schon die Treue gebrochen!“

Nachdem des Lebens Himmel sich über ihm geschlossen hatte, brach unter ihm des Lebens Hölle auf, ein schwarzer, schmutziger Sumpf, und ihm wäre recht gewesen, der Pfluhl hätte ihn hineingezogen und ihn ertränkt, ihn und auch den Ekel, den er an sich selber empfand. „Oh, ich Glender, ich Glender!“

Es war schon heller Tag, als er sich dem Vaterhause näherte; wenn nur noch niemand wach wäre, er hätte seinem Vater oder seiner Mutter nicht begegnen mögen. Er trat deshalb nicht durch die Hausthüre ein, sondern

schlich sich ums Haus herum, nahm die Leiter, die ans Scheunenthor angelehnt war und stellte sie an die Mauer, unter sein Kammerfenster. Wie er hinaufstieg, um sich ungesehen, wie ein geheizter Fuchs, in seinen Schlupfwinkel zu verkriechen, ging das Fenster nebenan auf und heraus streckte sich lachend ein junger rotbackiger Mädchenkopf. Es war Konrads Schwester Marie, ein Mädchen, das seit einigen Wochen den Konfirmandenunterricht besuchte. Die beiden verstanden einander trefflich, und hatten, ohne es selber zu wissen, eine Art Schutz- und Trugbündnis miteinander geschlossen: es war der Bund der Jungen gegen die Alten. Konrad stand einen Augenblick auf der Leiter still und hielt den Zeigefinger vor den Mund. Mariechen, zum Zeichen des Einverständnisses, deckte sich die Augen mit der Hand und lächelte: „Unbesorgt! ich habe nichts gesehen!“ Dann verschwand das rosige Köpfchen vom Fenster. Konrad schwang sich in die Kammer, gab der Leiter einen kräftigen Stoß mit der Hand, so daß sie sich rückwärts überschlug und ins Gras legte. In dem Augenblicke hörte er vor seiner Kammerthüre, auf dem Gang, polternde Tritte von Holzschuhen, die die Treppe hinunter donnerten, durch die Küche klapperten und sich in der Scheune verloren. Das war der Schulpfleger Kuodi, Konrads Vater, der nach seinem Vieh sah, während sein Sohn sich ächzend aufs Bett warf, ohne sich die Mühe zu nehmen, die Kleider auszuziehen.

Konrad hätte gerne seinen müden Kopf ausgeruht, aber er fand den Schlaf nicht, denn seine schmerzenden Gedanken ließen sich nicht einlullen, die waren erbarmungslos, und rissen und zupften an seiner Seele, wie mit scharfen Zangen und drangen wie spitze Nägel in die Brust. Er schloß die Augen und wälzte sich stöhnend von einer Seite zur anderen, und bei jedem Atemzug war es ihm, es reiße ihm in der Brust eine Faser entzwei. Und wie er so nach Schlaf und Ruhe rang und die Qual niederkämpfen wollte und alles nichts half, da kam über ihn eine helle Wut gegen die Urheberin all seines Weh's.

„Du hast es so gewollt und mit Weibereschlauheit von langer Hand so gefügt! Ueberlistet, überrumpelt, den Sack über die Augen geworfen hast du mir, du kleiner Satan! — Du hast mir schon lange nachgestellt, das hab' ich wohl gemerkt, und jetzt hast du den Gimpel ins Garn gelockt! Oh, ich Narr! ich Narr! — Daß ich mit ihr tanzte, mit ihr nach Hause ging, mit ihr auf die vermaledeiten Waldstüfen horchte, ihr nachjagte, als trüge sie das Heil meiner Seele im Sack herum, und daß ich ihr den Willen that und sie einfiel! Oh, ich Narr, ich Narr, ich Narr! Und ich hab' ihr mein Wort verpfändet! — Aber nein! so weit soll's nicht kommen! die Freude soll sie nicht haben! die nicht! Ist es leicht, ein Band zu knüpfen, so ist es nicht um einen Deut schwerer, es wieder zu . . .“

Er machte den Gedanken nicht fertig, denn in seinem Geist dämmerte ein anderes Bild herauf: der Rußbaum und in dessen Dunkel ein Pärchen: Rosine in seinen Armen, erst wild, dann zahm und fest an ihn geschlossen, und der Drang ihrer Lippen eins, und eins der Flug ihrer Herzen. Nun kam ihm allmählich die Wahrheit: der kleine Teufel war in sein Herz gestürzt und flammerte sich fest und wird sich nicht mehr vertreiben lassen.



Nubisches Mädchen.
Gemälde von C. Beermann, Basel.

Die alte und die neue Liebe machten sich in ihm das Dasein sauer, und er fühlte wohl, wohin sich der Sieg neigen werde, wohin er sich bereits geneigt hatte, und das gerade machte sein namenloses Wehe: hier Liebe und Leben, dort Liebe und Tod, hier lohe Glut, dort kalte Verwufung, der Kampf war zu ungleich!

Er konnte Rosine nicht mehr zürnen, wie er gerne gewollt hätte, alle Schuld war ja in ihm, er war ein schwaches, leichtes Läubchen, das mit dem Wind fliegt, der just der stärkere ist. „O, Pauline, Pauline, Pauline!“ Und er fühlte, wie ihm die Augenwimpern, wie sehr er sich auch wehrte, zu zucken begannen und ihm die Thränen über die Wangen nach den Mundwinkeln schlichen, salzig, salzig.

Während er so dalag, drang von unten aus der Küche ein Gespräch zu ihm hinauf, wie der Klang von zwei Saiten, einer gespannten, singenden und einer schlaffen, schnarrenden:

„Was steht der Bub heut' nicht auf? Was ist das für eine neue Ordnung?“

„Sie haben ja gestern ‚geschäppelt‘, da wird's etwas spät Feierabend gegeben haben!“

„So? Und nun sollen wir Alten dafür herhalten und unsere alten Knochen tanzen lassen? Verträgt er's nicht, so lange aufzubleiben, so halte er's mit den Hühnern und lege sich bei Zeiten aufs Stroh! Reich' mir da deinen Besen, ich will ihm an die Diele klopfen!“

„Nein, Vater, lass' ihn schlafen, ich will schon helfen melken und das Vieh tränken. Und wenn's auch heut' etwas später wird als sonst, was thut's, 's ist ja Sonntag!“

„Nein, nein! der Faulpelz soll mir heraus, gib her den Besen!“

„Laß ihn doch schlafen, Vater, er muß ja heute noch mit Kellerjakobs Pauline ans Grab, er ist Leichenträger, und da soll man nicht sagen, Schulpflegers Chueri habe ein Gesicht gemacht, wie eine Milchsuppe, und habe einmal übers andere gegähnt! Auch muß er in der Kirche singen, und hat man nicht ausgeschlafen, so bringt man keinen rechten Ton heraus, ich weiß das! Geh' jetzt nur, ich wecke ihn schon, wenn's Zeit ist!“

„Du hältst immer zu ihm,“ brummte der Alte, als er mit seinen schweren Holzschuhen in die Tenne hinausklapperte.

Konrad hatte das Gespräch Wort für Wort verstanden, es hatte ihn von seinen quälerischen Gedanken abgelenkt. Die Parteinahme des Schwesterchens that ihm wohl, und wohl mochten ihm auch die Thränen thun, und der Körper, diese Pause im Kesseltreiben der Seele benutzend, machte sein Recht geltend: der Alte hatte im Stall draußen noch nicht nach dem Melkeimer gegriffen, da fing Konrad in seiner Kammer an tief und ruhig zu atmen, und Leib und Seele hatten Ruh.

So lag er etwa ein Stündchen. Er erwachte an dem alten Seelenschmerz, der, die Müdigkeit endlich überbietend, wieder hervorbrach, wie ein Stück Holz an die Oberfläche steigt, wenn die Hand erlahmt, die es unter Wasser halten sollte. Der beklemmende Kampf begann aufs neue und Konrad, um ihm zu entrinnen, sprang von seinem Lager auf, und nie sah man ihn emfiger in der Scheune arbeiten.

III.

Paulinens Beerdigung fand, wie der Brauch ist, am Vormittag statt. Um 8 Uhr versammelten sich die Verwandten, die aus dem Dorfe heraufgekommen waren, in Jakobs Stube, während draußen auf der ‚Hofreite‘ die ins Leid geladenen ‚Höfler‘ in größeren oder kleineren Gruppen herumstanden, die einen schweigend, wie sie in Gesellschaft des Karstes und der Schaufel geworden waren, die anderen mit gedämpfter Stimme plaudernd, vom Pflügen und Säen, von Apfelblut und Heugras. Jede Haushaltung war wenigstens durch ein Glied vertreten.

Die Burschen und Jungfrauen bildeten eine Gruppe für sich und scharten sich um das Schäppeli. Vier Burschen, von den stärksten und stämmigsten, traten ins Haus und holten auf einer Bahre den schwarzen Schrein heraus. Der wurde in die Mitte der Hofreite gestellt, und die rührigen Hände der Mädchen umwanden ihn liebevoll mit den Kränzen, deren grüne Blätter und Ranken dem Tode ein Grausen nahmen. All die jungen Leute machten ernste Gesichter, und man sah es ihnen nicht an, daß sie vor wenigen Stunden noch getanzt und getollt hatten, als ob auf dieser Erde keiner herumginge, der uns in jeden Becher ein Tröpflein gießt, bis es endlich genug ist, und wir den Weg gehen, den Pauline eben antrat.

Auch Rosine war da in ihrem schwarzen Kleide. Sie hielt das Schäppeli in der Hand, denn, als die Stättliche von allen, war sie dazu erkoren worden, das Kreuz dem Sarge vorauszutragen. Es gab niemand auf dem Plage, der nicht von Zeit zu Zeit einen Blick nach ihr geworfen hätte, denn auf den Höfen war es eine hohe Ehre, ‚Schäppelijunger‘ zu sein, und mehr als einer flüsterte seinem Nachbar zu: „Was der Jörli für eine hübsche und manierliche Tochter hat.“

Natürlich erzählte man sich auch, daß Rosine und Schulpflegers Konrad das Glas zerbrochen hatten, und das gab Anlaß zu allerlei lauten und leisen Betrachtungen: „Ob's die Schulpflegerin gerne haben wird? Die sieht noch nicht aus, als wollte sie das Hest aus der Hand geben! Ja, und der Jörli, der könnte sein Kind auch noch brauchen zu Haus. Und das Geld erst für die Aussteuer, der wird's zwischen den Fingern herumdrehen! Der wird sich hinter den Ohren kratzen! Der Narr, und hat alle Kästen voll!“

Die Verwandten traten heraus. Voran die Männer, Kellerjakob an der Spitze, wie ein Stab, den man in der Mitte geknickt hat; hinterdrein Jüsi mit den Frauen. Das arme Mütterchen hielt sich ein weißes Taschentuch vors Gesicht, und es schüttelte sie wie vor Frost. Alle Häupter entblößten sich.

Die Verwandten stellten sich in eine Reihe, und nun schritten die anderen mit langsamen Schritten an ihnen vorbei, gaben jedem die Hand und sagten: „Gott erge' euch 's Leid.“

Vier Burschen, unter denen Konrad sich befand, hoben hierauf die Bahre auf die Schultern, während vier andere sich ihnen zur Seite stellten, um sie von Zeit zu Zeit abzulösen. Die Schäppelijunger stellte sich bescheidenlich vor den Sarg, und nun ging es langsam davon, dem Thale zu.

Auf den Sarg folgte das ledige Volk, die Jugendfreunde und -freundinnen; ihre Reihen verhüllten den unglücklichen Eltern die Bretter, die ihr einziges Kind bargen. Hinter der Jugend kamen die Männer, und den Schluß des Zuges bildete Züsi mit den Weibern. Hier und da, besonders wenn man durch ein Gehöfte schritt, schlossen sich neue Trüppchen an, oder auch nur ein einzelnes altes Mütterchen, oder ein von der Arbeit bucklig gewordenes Männchen, denen der Weg zu Jakobs Heim hinauf zu weit gewesen war. Wo der Zug sich mit dem Wege bog, blickten manche zurück, müsterten das dunkle Band, das sich zwischen den Wiesen und Aekern und blühenden Apfelbäumen hinzog, und schüttelten den Kopf, denn es waren große Lücken in den Reihen entstanden: einige Weiber watschelten beständig zehn oder zwanzig Schritte hinterdrein und murrten über das junge Volk, das nicht wisse, was für eine Gangart sich für ein Begräbniß schicke. Die anderen, die an dieser Unordnung unschuldig zu sein glaubten, deuteten mit einer Bewegung des Kopfes auf die zer-rissenen Reihen und raunten sich zu: „'s muß bald wieder eins den Weg, wem mag's diesmal gelten? B'hüt uns Gott!“ Denn man glaubt auf den Höfen, der Tod weile bei einer Leiche, bis sie bestattet sei und folge dem Leichenzuge bis ans Grab. Entstehen in diesem Lücken, so nehme er die Gelegenheit wahr, dränge sich zwischen die Reihen hinein, und wem er da zur Seite trete, dem möge Gott gnädig sein.

Konrad schritt vorn. Auf der rechten Schulter trug er einen Arm der Bahre. Wenn er vom Wege auffah, fiel sein Blick auf Rosine, die mit gesenktem Kopfe fast sinnig vorausschritt. Unter der Last seines toten Bräut-chens, von dessen blasser Wange die seinige nur durch ein Brett getrennt war, und an den Fersen des lebenden kämpfte er seinen mühsamen Kampf weiter. Der Gang ins Kirchdorf schien ihm ein Gang in die Ewigkeit, länger, länger als all das Leben, das er bis jetzt durchschritten hatte, und bitter, o, bitter! Das Bräutchen auf der Achsel, es drückte ihn nicht, wie hätte sie drücken können die sanfte, gute Pauline? aber ihn drückte das Gewissen, auf ihm lag wie ein Berg die Erinnerung an die letzte Nacht.

Und der Weg, auf dem er ging: wo der Blick sich seitwärts wendete, links, rechts, überall traf er auf einen Fleck, der an die Jugendjahre gemahnte, an die Zeiten, da er mit Pauline zur Kirche oder zur Unterweisung oder zum Tanze ging: hier der Kirschbaum, mit dessen Früchten sie sich im Sommer, ohne lange zu fragen, die trockenen Zungen lezten, dort am Bach die Buche, in deren Rinde, freilich weit auseinander, ein K und ein P mit ungeschickter Hand eingeschnitten waren. Jetzt wußte er, warum das P jeden Frühling, wenn der Saft in den Bäumen stieg, feucht wurde und zu weinen anfing. — Auf der sumpfigen Wiese, jetzt im Grafe versteckt, lag des Subbauers Moos, wo sich das Mädchen den Tod geholt hatte, und nun schlich der Leichenzug an der Halde hinunter, an deren Fuß, an der Kirchweih, sich ihr das herbe Wort ‚sterben‘ aus der erschöpften Brust herausgerungen hatte. . . .

Was hatte er ihr damals gesagt? „Oh, ich Glender, ich Glender!“ Wie manchmal wünschte er auf diesem martervollen Gange, an ihrer Stelle zu sein; aber wenn

dann sein Auge, ohne Befehl erhalten zu haben, auf die Gestalt fiel, die vor ihm wandelte, da schlich sich die Liebe neben den Tod und schüchtern zwar, aber unabweislich, berührte sie ihm den Mund, und es war wie Rosinens Mund in der vergangenen Nacht, und dann fuhr mitten durch seine Qual ein Funke, ein Aufflackern der sich durchringenden Liebeswonne, wie ein Sonnenstrahl durch eine Wetterwolke. Und wie der Sonnenstrahl auf den dunkeln Wolkengrund den leuchtenden, farbigen Bogen wirft, so der Liebesfunke in Konrads umnachteter Brust die schillernde Ahnung versöhnlichen Glückes.

„Verzeih' mir, verzeihe mir, Pauline! Siehe, es ist stärker als ich!“

Unten im Dorfe, auf dem Friedhofs, stellte man die Bahre neben das Grab. Dann öffnete man den Sargdeckel, und wer die Tote noch einmal sehen wollte, näherte sich und warf einen Blick in den schwarzen Schrein und auf das stille, blasse Gesicht.

Auf dem langen Wege hatte sich Konrad oft gesagt: „Du darfst ihr nicht einmal einen letzten Blick ins Grab geben, du Nichtswürdiger!“ Jetzt aber, am Rande des gähnenden Grabes, an der düsteren Pforte der Ewigkeit, wurde es ihm leichter, und es schien ihm, sein Herz habe sich wieder ganz seiner Jugendliebe zugewendet und des anderen Mädchens Bild sei aus seiner Brust geflohen. Er wollte vor Paulinen hintreten und ihr bedeuten: „Ich bin wieder zurück!“ Von ihm sollte sie den letzten Erdenblick empfangen, von ihrer einzigen Liebe den Scheidegruß.

Der Kellerjakob und sein Züsi waren in die Kirche gewankt, von den Verwandten sachte hinweggeschoben, und alles Volk war ihnen nach und nach gefolgt. Konrad war, wie er sich vorgenommen, der letzte, der in den Sarg schaute, und er konnte den Blick von den treuen Zügen nicht abwenden. Vor ihm, einige Schritte entfernt, stand Rosine, denn sie mußte das ‚Schäppeli‘ während des Gottesdienstes hüten, es vor dem ‚Ausläuten‘ auf das frische Grab pflanzen und auf die braune Erde ringsum das verhüllende Grün der Sargkränze werfen.

Sie sah Konrad an, wie seine Blicke mit Wehmut zu der Toten herabschauten, und wie er die Lippen zwischen die Zähne klemmte, und sie ihm zuckten. Wahrhaftig, er rang mit den Thränen!

Da ging Rosine ein Licht auf, und eine schmerzliche Gewißheit kam über sie. Sie begriff auf einen Schlag, warum er am Abend vorher nicht singen und nicht tanzen wollte, warum er seine ‚Musik‘ nicht in der Tasche trug. „Oh, ich habe nicht gut an ihm gehandelt.“

Zugleich fühlte sie, daß er ihr noch nicht von Herzen gehöre, und da erst ward ihr klar, wie unsäglich lieb sie ihn hatte. Der Gedanke, den wieder verlieren zu müssen, den sie so wenige Augenblicke besessen, machte sie namenlos elend; aber sie gewann über sich einen Sieg, der ihr vielleicht nur im Angesicht des Todes gelingen konnte: sie trat vor den Geliebten hin, und mit leiser, zitternder Stimme sagte sie zu ihm: „Konrad, ich gebe dir dein Wort zurück. Werd' ihr nicht schon am Grabe untreu, sie war besser als ich.“

Konrad erwachte aus seinem Brüten; er sah dem Mädchen ins Gesicht und gewahrte, wie über ihre Augen



Wie das Christkindlein die Weihnachtsbäume holt.
Originalzeichnung von Ernst Kreibitz, (Zügerweilen) München.

ein feuchter Schleier sich senkte, und es lag in den schönen, dunkeln Augen so viele Liebe und Treue und Ehrlichkeit, und es sprach aus der Stirne darüber so viel gesunde Kraft, daß, eh' er sich's versah, der Entschluß gereift war. Er streckte Rosine über den Sarg hinweg die Rechte entgegen: „Bleib' mir treu bis übers Jahr, ich muß es erst überwinden!“ Rosine blieb unbeweglich.

„Fasse sie an, sie ist dein.“

Nun that sie, wie er sie geheißt, und die beiden hielten sich einen Augenblick wie mit Zangen, während ihre Augen fest ineinander lagen.

Conrad trat in die Kirche. Als einige Minuten später der Totengräber mit seinen Gesellen nahte, um die Leiche zu versenken, fand er Rosine am Sarge kniend, und die Thränen rollten ihr von den Wangen und fielen hinab in den schwarzen Schrein und benetzten das Kissen der schlummernden Pauline.

Dr. Gsell-Fels.

† 12. Oktober 1898.

Geboren am 14. März 1818 zu St. Gallen, studierte er in Basel Theologie und Philologie und widmete sich dann in Berlin unter Gothe und Kugler der Kunstgeschichte. Nach einer Fußreise durch ganz Italien trieb er 1845 bis 1848 in Paris naturwissenschaftliche Studien, verheiratete sich 1850 mit Luise v. Fels, einer durch seltene geistige und körperliche Eigenschaften ausgezeichneten Dame. Von 1848 bis 1852 wirkte er als Staatsarchivar in seiner Heimat, um darauf in Würzburg, Wien und Berlin sich mit der Medizin zu befassen. Er doktorierte in drei Fakultäten, Medizin, Theologie und Philosophie. Nachdem er in Nizza, Rom, Pisa und Zürich die ärztliche Praxis ausgeübt, an den beiden letzten Orten auch als Privatdozent thätig gewesen, ließ er sich 1870 in Basel nieder, wo er zum Großrat gewählt wurde und an der Universität über italienische Kunstgeschichte las. Seit 1880 beschäftigte er sich nur noch mit seinen Reise werken und seiner Stellung als Präsident des Aufsichtsrats der Jodquellen von Tölz-Krankenheil und hatte seinen Wohnsitz in München. Als Schriftsteller haben ihn vor allem seine Reisebücher über Italien, zu denen er



Dr. Gsell-Fels.

durch gründliche Kenntnis des Landes, seiner Geschichte und Kunstschätze in außerordentlich Weise berufen war, einen weithin berühmten Namen gemacht und haben sich diese Bücher rasch den Ruf von unentbehrlichen Hilfsmitteln für die Alpenhalbinsel erworben. Auch veröffentlichte er größere Prachtwerke über die Schweiz, sowie einige balneologische (Bäder) Bücher, auch Werke über Nordafrika, die Riviera, kleinere Städtebilder u. s. w. Sein eminentes Wissen, seine außergewöhnliche, hohe Bildung, sowie seine geistvolle Lebendigkeit und seine gesellschaftliche Unterhaltungsgabe erwarben ihm ebensoviel Bewunderer wie Freunde, die nun an seinem Sarge trauern. Er starb im 80. Lebensjahre am 12. Oktober 1898, nachts 10 $\frac{1}{2}$ Uhr an sehr schmerzhaftem Blasenleiden, gerade als er sich durch einen längeren Aufenthalt auf Nigi Firsi hinreichend gekräftigt glaubte, um eine neue Reise nach dem Süden ausführen zu können. Seine zwei Söhne leben in Südamerika, und seine Tochter blieb bei ihm, um seine letzten Jahre zu erheitern, da seine Frau ihm 11 Jahre früher in ein besseres Jenseits vorangegangen war.

Der „Samichlaus“ in der Urschweiz.

Von P. Em. W., Engelberg.

Mit Photographie.

In den abgelegenen Berggegenden der Urschweiz hat sich unter dem Volke noch mancher alte Brauch erhalten, der, dem altgermanischen Heidentum entstammend, im Laufe der Jahre mit einem christlichen Charakter umkleidet wurde. In der Fastenzeit flammen dort noch jetzt die „Fastenfeuer“ oder „Funken“ auf, welche an die Notfeuer der alten Germanen erinnern, von diesen angezündet, um unter Menschen oder Vieh ausgebrochene Seuchen zu bannen. Einer solchen Umwandlung altheidnischer

Gebrauche in christliche verdankt auch die St. Nikolausfeier, oder der „Samichlaus“ seine Entstehung, der, wie vielerorts in Deutschland der Knecht Ruprecht in den Häusern umhergeht, die Kinder niederknien und beten läßt, sie mit Nüssen und Äpfeln beschenkt, ungeratene mit der Rute bedroht.

Vor einem halben Jahrhundert wußte man in der Urschweiz noch wenig oder gar nichts von einer Christbescherung zu Weihnachten, dagegen prangte am Feste des hl. Nikolaus